

Der Spiegel

für



Kunst, Eleganz und Mode.

Sechster Jahrgang.

Halbjähriger Preis 4 fl., postfrei 5 fl. Auf Velinpapier mit ersten Kupferabdrücken 5 fl. und postfrei 6. fl. E. W. — Man pränumerirt im Kommissionamt zu Ofen, in F. Tomats Kunsthandlung in Pesth und bei allen k. k. Postämtern.

Zum dritten November *).

(Bildergallerie. Nr. 10.)

Karoline Auguste,

Kaiserin von Oesterreich, Königin von Ungarn.

Karoline Auguste, Tochter weiland Seiner Majestät des Königs von Baiern, Maximilian Joseph, ist am 8. Februar 1792 in München geboren. Sie verlor sehr frühe ihre Mutter (am 30. März 1796), aber die zweite Gemahlin ihres Vaters, Friederike Wilhelmine Karoline, Tochter Karl Ludwigs, Markgrafen von Baden, die noch am Leben ist, ward ihr eine zweite liebende Mutter. Ihre leiblichen Geschwister sind: der jetzige König von Baiern, Ludwig Karl August, die verwittwete Herzogin von Leuchtenberg, Auguste Amalie Louise, vermählt mit dem Stieffohn des Kaisers Napoleon, Eugen Beauharnais und Karl Theodor Maximilian August und sechs Stieffchwestern. Ihre ausgezeichneten Geisteskräfte wurden durch trefflichen Unterricht in den Wissenschaften und Künsten entwickelt und erhöht, ihre Erziehung und das Beispiel ihrer trefflichen zweiten Mutter eigneten ihr Sinn für Häuslichkeit und stille Familiensreuden, Anmuth, liebenswürdige Bescheidenheit und Leutseligkeit an.

Kaiser Napoleon, der seinen geliebten Stieffohn, Eugen, mit ihrer älteren Schwester Auguste Amalie Louise am 15. Jan. 1806 vermählte und sich dadurch mit dem Könige von Baiern inniger vers

*) Namenstag J. W. der Kaiserin.

bunden hatte, wollte auch die königl. Familien von Baiern und Württemberg unter einander und mit sich dadurch näher verbinden, daß er die königl. bairische Prinzessin Karoline zur künftigen Gemahlin für den damaligen Kronprinzen (jetzt König) von Württemberg, Friedrich Wilhelm, erkor. Allein, obgleich beide königl. Väter zur Verlobung ihre Zustimmung gaben, kam diese Vermählung nicht zu Stande, da die Prinzessin und der Kronprinz keine gegenseitige Zuneigung zu einander fühlten. Die göttliche Vorsehung hatte für die Prinzessin einen kaisertl. Gemahl bestimmt.

Als die dritte Gemahlin des Kaisers von Oesterreich Franz I., Maria Ludovica Beatrix (von Este), am 7. April 1816 verstorben war, entschloß sich der Kaiser, sich neuerdings zu vermählen und seinen Völkern eine neue Landesmutter zu geben. Er wählte die zweite Tochter des Königs von Baiern Karoline Auguste, von deren Geistesvorzügen und Tugenden er alles Nüthliche vernommen hatte. Er hätte nicht besser wählen können! Die Prinzessin willigte in die Verbindung mit dem erhabenen, trefflichen Monarchen ein. Sie wurde mit ihm durch Prokuration zu München am 29. Oktob. 1816 vermählt und das Beilager ward zu Wien am 10. Nov. vollzogen.

Auf dem Reichstage zu Preßburg 1825 ward die Kaiserin am 25. Sept. unter dem Jubel der ungarischen Reichstände zur Königin von Ungarn gekrönt.

Die Kaiserin und Königin Karoline Auguste verfüßt unserm theuren Landesvater durch Liebe und Amuth sein Alter und erleichtert ihm seine schweren Herrscherforzen, und hat sich auch stets als liebende Landesmutter durch Leutseligkeit, Menschenfreundlichkeit, Wohlthätigkeit und andere erhabene Tugenden bewährt. Sie begleitet den Kaiser auf seinen Reisen und interessirt sich vorzüglich für die Wohlthätigkeits- und Humanitäts-Institute und für die Unterrichts- und Erziehungs-Anstalten der weiblichen Jugend, die sie zu besuchen nie unterläßt. Auch ist sie ein Muster ungeheuchelter Religiosität und eine warme Beförderin der Wissenschaften und Künste.

Dr. Rumy.

Ueber die Telegraphen und die Telegraphie überhaupt.

(Fortsetzung.)

Man sieht aus der Beschreibung dieses zweihundert Jahre vor Christi Geburt bekannten Telegraphen, was damals schon in diesem Fache geleistet werden konnte.

Mit dem allgemeinen Verfall der Wissenschaften kam allmählig auch die Fernschreibekunst in Vergessenheit, in deren Schoos sie viele Jahrhunderte lang ruhte, bis im Jahr 1663 der Marquis von Worcester in seiner Centurie von Erfindungen ankündigte, er habe ein Mittel entdeckt, wodurch Jemand von einem Fenster aus, so weit das Auge das Weiße vom Schwarzen unterscheiden könne, ohne alles Geräusch und unbemerkt mit einem Andern eine Unterredung zu führen im Stande sei, sowohl bei Tag, als in der finstern Nacht. Die Beschreibung dieser Erfindung ist uns nur in dunkeln und höchst räthselhaften Ausdrücken hinterlassen worden. Ungefähr vierzig Jahre später trat Amontons aus der Normandie, welcher in der Schule zu Paris das Gehör verlor und sich daher mit der Zeichensprache behelfen mußte, mit einem Telegraphen auf, dessen Plan er der königlichen Akademie zu Paris vorlegte. Er theilte seine Telegraphenlinie in Stationen, welche so weit von einander entfernt waren, daß ein Mensch auf der einen Station mit Hilfe einer Fernröhre die auf der andern Station gegebenen Zeichen unterscheiden konnte. Wie aber Amontons seine Zeichen bildete, weiß man nicht.

Im Jahr 1684 erregte der Engländer Robert Hooke mit einem neuen Telegraphen, den er der Royal-Society zu London vorlegte, großes Aufsehen. Die Zeichen sollten bei dieser Fernschreibemaschine auf einem Gerüste in die freie Luft emporgezogen und, nachdem sie von der nächsten Station mittelst Fernröhren beobachtet worden, wieder zurückgezogen werden. Aber auch dieser Telegraph fand keine Anwendung im Großen. Ueberhaupt beschäftigten sich seit dieser Zeit eine Menge Köpfe mit Verbesserungen und Erfindungen in diesem Fache, ohne daß eine derselben praktisch ins Leben getreten wäre. Indessen errichtete ein Privatmann, Namens Edgeworth, im Jahr 1763 auf seinem Dorfwerte zwischen London und Newmarket eine telegraphische Linie zu seinem Privatgebrauche; allein die Einrichtung, die er später, 1784, beschrieb, bestand nicht lange. Der bekannte Rechtsgelehrte Linguet suchte sich 1782 durch ein telegraphisches Projekt aus der Pariser Bastille loszukaufen. Allein er ließ es bei pomphaften Versprechungen bewenden und sprach immer in räthselhaftem Ton von seiner Erfindung, wodurch er die Neugierde des Publikums spannte. Als er in Freiheit gesetzt wurde, geschah nichts. Man muthmaßte, sein telegraphischer Moment sei die Elektrizität gewesen. Ein Mönch, Dom Gauthey, schlug im Jahr 1783 Schallleitungsröhren vor, um wichtige Nachrichten in äußerst kurzer Zeit über sehr große Strecken fortzupflanzen. Es wurden außerdem zu telegraphischen Zwecken vorgeschlagen: Flaggen, Aérostaten, Glo-

ten, der Knall von Geschützen, Trommeln und sogar Trompeten, welche durch die Anzahl der Takte selbst und der Theile derselben gewisse Zeichen geben sollten. Professor Bergsträßer in Hanau, welcher fünf Sendungen über seine Synthematographik schrieb, worin er einen Telegraphen von Leipzig bis Hamburg in Vorschlag brachte, machte außerdem verschiedene Vorschläge und stellte viele telegraphische Versuche an; seine Erfindungen von Signalen für Armeen sind beachtenswerth. Er schlug unter anderm vor, alle Buchstaben des Alphabets durch vier Arten von Raketen zu signalisiren.

Von allen diesen telegraphischen Projekten war keines zur Anwendung im Großen geeignet, oder es fehlte wenigstens an Lust und Behaglichkeit, dieselben zur Ausführung zu bringen. Endlich aber trat im Jahr 1793, zur Zeit der französischen Revolution, der Ingenieur Chappe in Paris mit einem Telegraphen auf, der Alles leistete, was man von der Fernschreibekunst erwarten konnte. Mit großer Einfachheit verbindet er eine weitausreichende Manigfaltigkeit der Figuren; er läßt sich leicht behandeln, spielt mit Behendigkeit und wirkt mit der Schnelligkeit des Lichtstrahls in ungeheure Weiten. Chappe, ein Mann voll Beharrlichkeit und Eifer für die Wissenschaften, enthielt sich aller Prahlerei über seine Erfindung; er führte sie mit Beharrlichkeit aus und wurde der Erbauer des ersten, im Großen mit dem vollkommensten Erfolg angewendeten Telegraphen, welcher bis auf den heutigen Tag in seiner vollen Wirksamkeit besteht und fernerhin bestehen wird.

Chappe litt unter Robespierres Diktatur viel durch Verläumdung und Mißgunst. Von vielen Seiten suchte man ihm die Ehre seiner Erfindung streitig zu machen, indem man andere vor ihm lebende Männer, Hooß, Amantons u. s. w. für die wahren Erfinder des Telegraphen auskrie, von denen er seine Idee geborgt habe. Unter anderem will Professor Böckmann in Linguets räthselhaftem Projekte Chappes Telegraphen entdeckt haben. Der Kummer über diese Kränkungen machten den ehrgeizigen Mann gemüthskrank, und er brachte sich selbst ums Leben. Seine Erfindung sichert ihm aber ein bleibendes Andenken. Denn Erfinder von Telegraphen gab es, wie wir gesehen, vor Chappe gar viele, aber noch war kein Erfinder eines brauchbaren Telegraphen aufgetreten. Wenn auch der Hooß'sche oder Amonton'sche Telegraph einige Nützlichkeit mit dem seinigen haben sollten, so kann dies doch nur von der Idee im Allgemeinen, nicht von dem sinnreichen und doch einfachen Mechanismus der Signale gelten.

Den ersten Versuch machte Chappe im März 1791 im Departement der Garthe. Im Jahr 1792 theilte er die Beschreibung seines Telegraphen dem Nationalkonvent mit, welcher sofort am 25ten Juli 1793 auf La Canals Bericht die Errichtung von Telegraphenlinien dekretirte, wobei dem Erfinder selbst als Ingenieur-Telegraphie die ganze Direktion der Anstalt übergeben wurde. Die erste Linie wurde zwischen Paris und Lille, auf einer Strecke von 60 französischen Meilen, angelegt, wozu 22 Telegraphen erforderlich waren. Die erste Station ward auf dem Louvre, nicht weit vom Versammlungssaale des Convents angelegt, die zweite auf dem Montmartre u. s. w. Das erste Ereigniß, welches auf diesem neuen Wege gemeldet wurde, war die Einnahme von Condé. Ein Augenzeuge meldet darüber folgendes: Der Convent hielt gerade Sitzung, als Chappe, Direktor des Pariser Telegraphen, demselben schrieb, sein Korrespondent in Lille habe ihm gemeldet, Condé sei wieder in den Händen der Republik und die Besatzung zu Kriegsgefangenen gemacht worden. Sogleich faßte der Convent das Dekret ab, daß Condé von nun an *Nordlibre* heißen solle, und sandte es Chappe zur weitem Beförderung zu. Nun begann die Maschine vor den Augen einer Menge von Zuschauern zu schreiben und war in wenigen Minuten mit der Signalisirung des Dekrets fertig. Noch in derselben Sitzung, kaum nach Verfluß von fünfviertel Stunden, meldete Chappe dem Convent, das Dekret sei zu Lille empfangen und bereits durch einen Kurier nach Nordlibre geschickt worden.

(Fortsetzung folgt.)

Die amerikanische Miliz.

Es gehört zu den Seltenheiten, unter der Miliz irgend Jemanden, vom General herunter bis auf den Gemeinen, zu finden, der eine nur einigermaßen regelmäßig militärische Ausbildung bekommen hätte. Eine Anzahl solcher Landwehrmänner würde einem Ramberg den besten Stoff zu einem Gemälde liefern können. Da steht man ein Paar Offiziere gehen, die auf der linken Achsel goldene und auf der rechten wollene Spaulets tragen; der eine von ihnen hat einen Eschalo mit einer schwarzen Feder geschmückt, der Andere mit drei weißen, die ganz so sind, wie diejenigen, welche die Damen auf den Hüften zu tragen pflegen; der Eine trägt ein schwarzes, der Andere ein weißes Halstuch. Dort kommt ein Dritter zu Pferde, angethan mit einem bürgerlichen Rocke, seinen Kopf bedekt

mit einem Tschako, seine Seite umgürtet mit einem alten verrosteten Schwerdt und in der Hand einen Regenschirm tragend. Einen Vierden erblickt man auf einer alten Stute, neben welcher friedlich ein Füllen herläuft; er trägt Schuhe und, mit Ausnahme des Tschakos, verräth sein übriger Anzug nicht im mindesten, daß er die militärische Posse mitspielen will. Noch grotesker als die Offiziere pflügen sich die Gemeinen herauszuputzen. Man findet wirklich Einige, die statt eines Gewehrs einen Knüttel tragen. — Das ganze Exercitium der Miliz beschränkt sich auf einige Rekrutenübungen im Marschiren, die unter beständigem Trommelschlage in den Straßen der Städte vorgenommen werden. Sind sie einmal damit im Gange, so geht es gewöhnlich mehrere Stunden, fast ohne Unterbrechung, fort und zwar, da erst um zehn Uhr Vormittags angefangen wird, in der heißesten Tageszeit. Nach Beendigung der Musterung, wie man es nennt, vereinigen sich in der Regel Offiziere und Gemeine, um sich nach den Anstrengungen gütlich zu thun. Mit den Worten: gentlemen, you are dismissed, werden sobann die Herren Milizgen entlassen.

Speisehäuser in St. Petersburg.

In diesen ist es zum Theil sehr theuer, weil sie oft von reichen Leuten besucht werden. Sie sind nach Art der Pariser Restaurationen eingerichtet, und voll Gardeoffiziere, junger reicher Leute, die, der Einförmigkeit ihrer Wirthschaft überdrüssig, ins Speisehaus gehen, um sich die Langeweile zu vertreiben; voll Engländer, Lords und Anderer, welche alles noch zu wohlfeil finden, und endlich Reisende, die ihr Geld auf eine auffallende Art verprassen und in die Einladungen, welche sie von Andern erhalten, Abwechslung bringen wollen. Diese Speisehäuser sind Luxusanstalten. Man gibt da Frühstücke à la fourchette, die theurer als Mittagessen sind und wo man die Liqueure und Weine nicht spart. Man trinkt da Dell de Perbeiz, Tokaier, Constantia, Cognak, Kirschwasser, wovon jede Bouteille noch einmal so hoch zu stehen kommt als anderswärts. In solche Speisehäuser kommt man oft nicht des Essens wegen, sondern um zu zeigen, daß man Aufwand macht. Eines Tags kam ein Engländer zu dem Restaurateur Ni mé und verlangte zu essen; man reichte ihm den Speisezettel. Kein Gericht ist ihm theuer genug; er befiehlt, daß man ihm von jedem Gerichte des Speisezettels eine Portion geben soll. Er kostet sie alle, wenigstens beriecht

er sie. So macht er es auch mit den Weinen und Liquoren. Er verlangt seine Rechnung — 350 Rubel. Er wirft das Geld auf den Tisch, und entfernt sich froh und vergnügt.

Die Kandidaten zum Kopfverlieren.

Kürzlich verbreitete sich in einem französischen Dorfe das Gerücht, einem Engländer, der wegen Ermordung seiner Frau zum Tode verurtheilt worden, sei zugestanden worden, sich auf dem Schafsfotte von einem andern vertreten zu lassen. Man sagte ferner, der Engländer fordere 20 Männer auf, jedem wolle er 10,000 Frks. geben und das Loos solle dann entscheiden wer von diesen sein Stellvertreter beim Kopfverlieren sein solle. Diesem letztern wolle er noch überdies 50,000 Frks. geben. — Das war eine starke Versuchung; das ganze Dorf kam in Aufruhr und statt 20 eilten 40 Männer zum Maire, um ihren Kopf gegen die 10,000 Fr. einzusetzen. Er schickte natürlich jeden wieder fort, alle verließen aber ihn höchst betrübt, weil sie glaubten, er habe die 20 Glücklichen schon gewählt.

Wie gewöhnt man Jemanden den Trunk ab?

Ein Trunkenbold bringt sich um den Verstand und alle Menschenwürde, und das Laster der Trunkenheit ist in unsern Tagen, besonders in den untern Klassen, sehr gewöhnlich. Manche sind der Meinung, man müsse sich die Trunkenheit nach und nach, Andere auf einmal abgewöhnen. Der Dr. Oblet in Genf ist der letzten Meinung und behauptet, hierzu sei zwar viel Muth erforderlich, aber es sei doch bloß die Sache von einigen Tagen. Wolle man sich den Trunk allmählig abgewöhnen, so werde dies immer schwieriger und endlich falle der Trunkenbold wieder in seine alte Gewohnheit zurück.

Der Modenkourier. Nr. 41.

(Paris, 15. Oktober 1833.)

1. Man verwendet häufig zu Hüten eingearbeitete Seidenzuche und andere Stoffe. Der Blondenatlas, mit rosenrothem Grunde und weiß besetzt, bringt einen herrlichen Effect hervor, hat einen sanften Reflex und steht sehr gut zum Gesichte.

2. Ein ringelblumenfarbiger Pou de Soie, auf welchem ein kleines schwarzes Nez brochirt ist, was vollständig einer auf Seide angebrachten Tulle gleicht, ist ebenfalls ein neuer zu Hüten verwendbarer Stoff.

3. Ein schwarzer Atlashut, rosenroth gefüttert, war mit einem Rosen-Disteln-Bouquet geziert.

4. Ein grün brochirter Atlashut war mit grünen Federn, die weiße Enden hatten, geziert und mit weißem Atlas gefüttert.

5. Man sieht auch viele Hüte, welche eine am Rande, im Innern des Schirms angebrachte Tullruche haben.

6. Die Formen sind ein wenig größer und offener.

7. Die Bänder, welche man zu Hüten verwendet, sind sehr eingearbeitet und größtentheils zweifarbig.

8. Ein ganz originelles kleines Bonnet war von schwarzer Tulle, mit kleinen Blümchen besät, die mit rother, grüner und gelber Seide gestift sind. Auf dem Vordertheil des Bonnets befindet sich eine Tausendjährigen-Guirlande von mehreren Farben. Das Bonnet hatte statt einer Garnierung, eine Pausche von dem Stoffe des Grundes, welche von der Guirlande aufrecht gehalten wird.

9. Der Pou de Soie ist derjenige Stoff, welcher zur Verfertigung der Hüte an ersteren den Moire ersetzt. Die Dichtigkeit dieses Gewebes, der reine Reflex seiner Schattirungen und die Festigkeit, die es den Hüten verleiht, machen, daß es allgemein verwendet wird.

10. In den ersten Ateliers bemerkten wir Kleider mit großen Pelicerinen, die man *Mantelets* nennen könnte. Sie sind rütwärts sehr lang und rund herum mit schwarzen Spitzen oder Blondes eingefast. Diese Pelicerinen werden von flachem Sammet von der Farbe des Kleides verfertigt.

11. In der italienischen Oper sahen wir bereits die neuen Mäntel, *Boyard* genannt, mit kurzem Kote, hängenden Aermeln, einer Gürtel und einem großen vierseitigen Kragen oder einer kleinen Pelicerine. Der Vordertheil des Kotes rundet sich; rund herum, so wie am Untertheil der Aermel und am Rand des Kragens, befindet sich ein Pelzstreifen. Wir sahen einen von himmelblauem Sammet mit Hermelin eingefast, einen andern von kastanienbraunem indischem Sammet mit Schwannensfedern bordirt.

12. Der *Permoloff* ist lang mit hängenden Aermeln, mit einer doppelten ausgefaltten Pelicerine, von wo aus Posamentir-Eicheln herabfallen.

M o b e n b i l d. Nr. 44.

Pariser Anzüge vom 15. Oktober. Atlas Hüte. Mäntel von Merinos und gestiktem Sammet.

Beilage: Bildergallerie. Nr. 10. (Karoline Auguste.)

Herausgeber und Verleger Franz Wiefen.